



Gräffer und Trattnern.

Zwei Buchhändler aus Alt-Wien.

Von Friedrich Schiller Buchhändler in Wien.

Der Wiener Vormärz — bei diesen Worten denkt der Historiker stirn-
runzelnd an die Karlsbader Beschlüsse, an die Polizeiherrschaft Metternichs
und Sedlnitzkys, an eine Zeit, in der es noch keine Staatsbürger, sondern
nur Untertanen gab — der Literatur- und Kunstfreund denkt an Grill-
parzer und Bauernfeld, an Schubert und Schwind, an Beethoven, Dan-
hauser und Waldmüller, und nennt jene Lage lieblosend und liebevoll
„das Biedermeier“ oder „die himmelblaue Zeit“. Diese „buntverworfene
Welt“ fand ihren begeisterten und begabten Schilderer in einem Mann,
den man wohl zu den Ahnherrn des Wiener Feuilletons zählen kann, in
Franz Gräffer, dem Schriftsteller, Bibliothekar, Bibliographen, Biblio-
philen und Buchhändler.

Die Gräffer waren eine Buchhändlerfamilie; Vater, Oheim und beide
Söhne dienten dem Buche. Der Vater August Gräffer betrieb in dem
bekannten und durch seinen Umbau in neuester Zeit wieder vielbesprochenen
Dreilauserhause an der Ecke des Kohlmarkts eine Buchhandlung, die er
„Militär-Buchhandlung“ nannte, da er für den eigenen Verlag eine Ge-
schichte der k. k. Regimenter bearbeitete und 1790 den Militär-Schema-
tismus begründete, der sich bald als unentbehrlich bewies und bekanntlich
heute noch besteht. Also, die Liebe zum Buche steckte in der Familie.
Franz Gräffer wuchs unter Büchern auf und war glücklich, nach den
Studien und Lehrjahren seine bibliothekarischen Kenntnisse in die Dienste
des Grafen St. Leu (Ludwig Napoleon), später des Fürsten Moriz Lichten-
stein und des Grafen Karl Harrach stellen zu können.

Hierauf begann seine praktische Laufbahn als Buchhändler. Am 31. Juli
1814 konnte der Wiener Antiquar Friedrich Ribler dem Gremio anzeigen,

daß er die Führung seiner Antiquar-Buchhandlung dem Franz Gräffer übertragen habe und vom 31. März 1816 ist der Bescheid datiert, mit welchem der Magistrat der Stadt Wien dem Franz Gräffer die Kiblersche Antiquarbuchhandlungsbefugnis verleiht. In dem Schriftstücke wird dem Bewerber bestätigt, daß er wissenschaftliche Bildung und Sprachkenntnisse besitze und einen erprobten, moralischen Charakter habe; es wird weiter ausgeführt, daß er die Buchhandlung ordentlich erlernt und durch längere Zeit bei mehreren und darunter bei sehr vorzüglichen Buchhandlungen serviert habe. Am 25. Juli 1816 wurde die Eintragung der Firma in das k. k. Merkantil und Wechselgericht vorgenommen und am 2. August 1816 wurde dem Franz Gräffer die Ausweisung des Klassenmäßigen Fonds pro 3000 G. bestätigt.

So war er denn wohlbestallter Buchhändler in der Raubensteinasse und hatte nun, was er gelernt, in seinem Geschäfte zu seinem eigenen Nutzen verwenden können; aber ihn lockten höhere — oder sollen wir sagen, andere — Vorbeeren. Er hatte unendlich viel gelesen, und sich eine gründliche Kenntnis der Geschichte seiner Vaterstadt angeeignet, besaß ein großes Geschick in der Beobachtung und konnte das Gesehene und Gesehene in guter Form darstellen. Wenn Grillparzer anlässlich der Vorstudien zum *Otoko* von sich sagte, daß „eine ungeheure Leserei“ begann, so kann man von Gräffer sagen, daß er als Buchhändler „eine ungeheure Schreiberei“ in Szene setzte. Unübersehbar sind die Artikel, die von ihm in den Wiener Zeitungen, Taschenbüchern, Almanachen, und in den auswärtigen Zeitschriften erschienen, ja er gründete 1819 eine enzyklopädische Zeitschrift „Konversationsblatt“ und redigierte sie durch einige Jahre selbst. Seine Bücher umfassen zahlreiche literarische Gebiete, wohl in erster Linie Lokalgeschichte, doch behandeln sie auch philosophische Themen und gehen bis zu den Kochrezepten hinab. Für die Sammlungen seiner Wiener Skizzen erfand er zumeist Titel, die uns heute sonderbar klingen, so z. B. „Wiener Tabletten“, „Wiener Dosenstücke“, dann „Kleine Wiener Memoiren“, „Wienerische Kurzweil“ usw.; andere Bücher nannte er „Andeutungen über Leben, Geschichte, Philosophie“, „Historische Unterhaltungen“ usw. Als Pseudonym benutzte er: Ferger, Rittgräff, Contée, Böttger; anonym veröffentlichte er: „Christliche Legende“, „Fabelschatz“, „Appetit Lexikon“, „Reimlexikon“ usw. Heutzutage würde man sagen, der Mann muß einen guten Zettelkasten gehabt haben. Tatsächlich war er nicht bloß ein Sammler und Vielschreiber, sondern auch ein Vielwisser. Darum sind

seine Skizzen gewissermaßen Quellenwerke; wer sich über alle die seither verschwundenen Wiener Herrlichkeiten und Sonderbarkeiten, über Bastei, Glacis, Paradiesgärtchen, über die Tanzlokale beim Sperl und bei der Mehlgrube, über Schreyvogel, Rozebue und das Burgtheater, über Pufferl, den Friseur und Löschenkohl, den Kunsthändler, über die Preise von Fleisch, Obst und Gemüse, über Kleider und Lurus, über die Fiaker und die Stuger (er nennt sie „die Jüngelchen von Dazumal“) informieren will, der findet bei Gräffer alles Wissenswerte in angenehmer Form — bescheiden, unaufdringlich und mitunter mit einem leisen Anflug von Ironie und Spott.

Alle diese Lätigkeit brachte ihn nicht auf einen grünen Zweig. Er ersuchte seine Antiquariatbefugnis in ein Sortimentsbefugnis umwandeln zu dürfen und wurde zweimal abschlägig beschieden „bei der ohnehin auf hiesigem Plage hinlänglich bestehenden Anzahl von Buchhandlungen“; er suchte und fand Geschäftsteilhaber (zuerst J. J. Singer, später Friedrich Kaulfuß); aber der Niedergang des Geschäftes, das trotz den großen Kenntnissen seines Inhabers keinen genügenden Umsatz, keine Kunden hatte, vollzog sich in einem raschen Tempo. Im März 1846 blieb Gräffer nichts übrig, als das Geschäft aufzugeben, oder wie man es damals ausdrückte, „er sagte seine Buchhandlungsbefugnis anheim“.

Es folgten Jahre des völligen wirtschaftlichen und sodann des geistigen Zusammenbruches. Gutherzige Freunde erließen im Jahre 1848 einen Aufruf um milde Gaben für Gräffer — der Erfolg war 20 Gulden Conv. M., die der auch im Unglück stolz gebliebene nur mit Widerstreben annahm. Bald versagten auch die geistigen Kräfte, ein längeres Siechtum im Krankenhause folgte und gänzlich verarmt und verlassen starb am 8. Oktober 1852 Franz Gräffer, einer der begabtesten und verlässlichsten Chronisten der franzziszeischen Zeit.

Die josefinische Zeit, die wohl etwas weiter zurückliegt, unserm Empfinden aber schon durch die Gestalt des großen Kaisers wert und teuer ist, brachte einen Buchhändler ganz anderer Richtung hervor. Die Erinnerung an ihn ist sehr rege geworden, als vor etwa zwei Jahren der Trattnerhof am Graben demoliert wurde, um einem Neubau Platz zu machen, über dessen Anlage und Stil sich eine lebhafteste, öffentlichen Diskussion entwickelte. Der Trattnerhof hatte seinen Namen von seinem Erbauer, Joh. Thomas Edlen

von Trattnern, einem Manne, der in der Geschichte der Wiener Buchdruckerkunst und des Wiener Buchhandels eine sehr ansehnliche Rolle spielte.

Es war im Jahre 1739, als der in einem kleinen, ungarischen Städtchen geborene, gänzlich mittellose Setzergehilfe Joh. Thomas Trattner (späterhin nannte er sich Trattnern) nach Wien kam, um hier Erwerb durch eine bescheidene Stellung zu suchen; er fand sie bei dem Hofbuchdrucker Peter von Gehlen und scheint seine Zeit zur Vervollkommnung in seinem Gewerbe und zu seiner persönlichen Bildung gut verwendet zu haben, denn schon acht Jahre später (1748) entschloß er sich, die zum Verkauf ausgeschriebene Jahnsche Landschaftsdruckerei zu erwerben; freilich besaß er die nötigen Geldmittel nicht, aber sie wurden ihm — und dies zeugt für seinen Ruf als tüchtigen und verlässlichen Geschäftsmann — von einem Gewürzhändler vorgestreckt. Dieses Darlehen von 4000 Gulden war gut angewendet. Der junge Trattner lieferte solide, geschmackvolle Arbeit und wußte sich in überraschend kurzer Zeit Gönner und Kunden in den literarischen und Universitätskreisen, ja sogar bei Hofe zu erringen. Ein Jahr nach seiner Etablierung (1749) wurde ihm der Titel eines Universitätsbuchdruckers verliehen, dem er 1751 den eines Hofbuchhändlers, 1754 den eines Hofbuchdruckers beifügen durfte. Bei diesen äußerlichen Ehren blieb es nicht, seine Beliebtheit bei den Hofkreisen verschafften ihm eine glänzende, materielle Basis und 1752 wurden ihm auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia Druck und Verlag sämtlicher Schul- und Lehrbücher übergeben.

Und nun begann ein kommerzieller Aufstieg von beinahe märchenhaften Dimensionen. Er errichtete in Altlerchenfeld ein großes Gebäude, das er den „Typographischen Palast“ benannte; junge Erzherzoge und sogar Kaiser Franz I. beschäftigte sämtliche Abteilungen seiner Offizin, er baute für seine Zwecke zwei Papierfabriken — damals Papiermühlen genannt, beschäftigte 34 Pressen, errichtete Filialen seiner Buchdruckerei in Linz, Innsbruck, Triest, Pest, Agram usw. und nicht weniger als 26 Bücherverschleife an den verschiedensten Orten, nicht bloß in Österreich, sondern auch in Frankfurt, Warschau usw.

Als größtes und augenfälligstes Zeichen seines Reichtums ließ Joh. Thomas Edler von Trattnern — aus Anlaß der Krönung Kaiser Josef II. in Frankfurt a. M. war er in den Adelsstand erhoben worden — auf dem Grunde des von ihm angekauften und demolierten Freysingerhofes nebst fünf anstoßenden Häusern durch den Baumeister Peter Mollner in

den Jahren 1773 bis 1776 den Trattnerhof erbauen, damals das schönste und größte Privatgebäude in Wien.

Im Briefwechsel Goethes findet sich eine Stelle, wo sich der Dichter bitter über „die räuberischen Nachdrucker“ beschwert. Diese harten Worte richteten sich — wenn auch wahrscheinlich nicht ausschließlich — gegen Trattner. Denn dieser beschäftigte eine große Anzahl seiner Pressen mit dem — man kann nicht sagen, unbefugten, weil kein Gesetz dagegen sprach — Nachdruck von Werken Goethes, Schillers, Lessings, Herders, Klopstocks, Wielands u. a.

Der Schutz des geistigen Eigentums war zu jener Zeit noch im Beginn seiner Entwicklung; man war wohl darüber einig, daß der Nachdruck inländischer Bücher strafbar sei, aber die jenseits der Reichsgrenzen gedruckten Bücher waren durch kein Gesetz geschützt. Wohl gab es hochansehnliche Leute, welche den Nachdruck trotz mangelnden gesetzlichen Bestimmungen verurteilten; der berühmte Sonnenfels stellte ihn dem Straßenraub gleich; aber Trattner konnte für sich ausführen, daß er nur Gleiches mit Gleichem vergelte, denn jenseits der schwarzgelben Pfähle wurde höchst flott und ungeniert nachgedruckt, was in Wien erschienen war. Ja nach mehr, Trattner konnte sich auf die deutlich ausgesprochene Meinung des Hofes berufen. Im Jahre 1780 resolvierte Kaiser Joseph: „Der Nachdruck unschädlicher Bücher sei als ein bloßes Negotium keinem Drucker zu verwehren“ und zwei Jahre später in demselben Sinne: „Der Nachdruck ausländischer Werke ist aus volkswirtschaftlichen und finanziellen Gründen gestattet.“

Einer, der bei Hofe viel galt, teilte die Vorliebe der höchsten Personen für Trattner nicht; das war Gerhard van Swieten. Mit einer Heftigkeit, die einem neidvollen Konkurrenten anstehen würde, spricht er sich in einer Note vom 14. Dezember 1759 an die Kaiserin Maria Theresia aus:

„Trattner druckt auch die Bücher für die niederen Schulen. Auch hierfür erlangte er ein Privilegium, und zwar nicht nur dafür, um sie allein zu drucken, sondern auch, was bisher ohne Beispiel dasteht, um sie allein zu verkaufen, ein Vorgang, der gegen alle Billigkeit verstößt und ihm Gelegenheit gibt, das Publikum zu schinden. Das verbittert die Gemüter, welche sich außer den vorgeschriebenen Lagen noch genötigt sehen, der Habsucht eines Buchhändlers zu fröhnen, der in einer harten Zeit in einer Equipage daherrrollt, Lakaien hält usw.“

Aber auch die Schriftsteller, die sich um die Früchte ihres Genius gebracht sahen, führten bei dem Publikum Beschwerde über die gesetzlich un-

anfechtbare, aber, wie sie behaupteten, moralisch verwerfliche Nachdruckerthätigkeit Trattner's. Das Temperament und die Gemütsart bestimmten den Ton der Vorwürfe. So kränkte sich der gute Klopstock nicht so sehr über die Tatsache, daß Trattner ihm den Messias nachdruckte, sondern, darüber, daß die Ausgabe verstümmelt, fehlerhaft, voller Druckfehler war; er wünschte nur, daß bei einer neuen Auflage mehr Sorgfalt auf den Text verwendet werde.

Blumauer aber rächte seine Kollegen auf die einem Satiriker entsprechende Weise: auf dem Titelblatte des zweiten Teiles der Aeneide ließ er als Vignette einen Hund anbringen, der gierig Menschenköpfe benagt und auf dem Halsbände den Namen „Trattner“ trägt.

Der gekränkte Verleger beschwerte sich beim Staatsrat, konnte jedoch keine Genugthuung erhalten, wahrscheinlich war zur Zeit in diesen Kreisen die Sympathie für den Schöpfer eines so eigentümlichen Betriebes erloschen.

Trattner nahm, wie geschäftlich auch gesellschaftlich, eine hervorragende Stellung ein, teilweise durch seine beiden Ehen, die ihn in Verbindung mit den angesehensten Familien brachten; der vor Dezennien als armer Seherlehrling nach Wien gewandert war, hatte erreicht, was ihm wohl in seinen kühnsten Träumen nicht vorschweben konnte, er nannte sich mit Stolz des Heiligen Römischen Reiches Ritter, Ungarischer Edelmann, niederösterreichischer Herr und Landmann, Herr der Herrschaft Ebergassing usw.; er vereinigte in seiner Firma eine ganze Reihe von Industrien, besaß Papierfabriken, Buchdruckereien, Buchhandlungen, Schriftgießereien, Buchbindereien usw. — er war für das graphische Gewerbe jener Zeit so maßgebend, wie es etwa heutzutage Rockefeller für die Petroleumindustrie.

Hochbetagt, 81 Jahre alt, starb er 1798, trotz den einundzwanzig Kindern, die er in zwei Ehen hatte, nur von einer Tochter und einem Enkel überlebt. Auch dieser hieß Johann Thomas Edler von Trattner, aber er hatte vom Großvater nur den Namen, nicht die Begabung. Nur wenige Jahre stand er an der Spitze der Unternehmungen, die von einem zielbewußten Willen und einer starken Latkraft geschaffen worden waren. Schon 1805 sagte er seine Buchhandlung anheim und die verschiedenen Industrien gingen in andere Hände über. Der Name Trattner verschwand aus dem Handelsregister und der alte Erfahrungssatz, daß eine Firma selten über die dritte Generation hinaus in einer Familie verbleibt, hatte sich wieder einmal bewahrheitet.